

LII. Jahrgang  
des  
„Volksblattes“  
für die reformierte  
Kirche der Schweiz

# Kirchenblatt

35. Jahrgang

Nr. 31

29. Juli 1920

## für die reformierte Schweiz

2. Kor. 1, 24: Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülften eurer Freude

Erscheint jeden Donnerstag einen halben Bogen stark und kostet jährl. Fr. 8.—, halbjährl. Fr. 4.—, bei der Post bestellt 20 Rp. Zuschlag  
Bestellungen werden von allen Postbüros, sowie von der Geschäftsstelle, Buchdruckerei A. Dürrenmatt-Egger, Bern, angenommen

### Zum ersten August.

Wir Menschen bewegen uns in den Extremen. Stamentlich in Zeiten des Kampfes und der Entscheidung tragen wir das scharfe Entweder-Oder in alle unsere Lebensverhältnisse hinein. Auch relative Größen werden mit dem Maßstab des Absoluten gemessen. Aus lauter Angst vor dem Historismus wenden sich viele überhaupt von der Historie ab; als ob sie von der Geschichte nichts mehr zu lernen hätten! Der Schrecken vor dem starren, Geist und Leben entbehrenden Dogma verführt andere, überhaupt alle Lehre abzulehnen, so daß gar „Theologen“ über alle Dogmatik mit leichtem Achselzucken hinwegschreiten, um sich mit fruchtbareren Problemen zu befassen. Das Kind wird mit samt dem Bade ausgeschüttet.

So hat ein oberflächlicher Patriotismus, der in engherzigem Chauvinismus wurzelt, wie wir ihn aus früheren Zeiten kennen, vielfach einer Verachtung aller vaterländischen Gesinnung Platz gemacht, die einem Schweizer als die größte Betrübnis vorzukommen muß.

Es gab eine Zeit und ist noch nicht so lange her, da stimmte mütterlich mit begeisterten Zungen in Hymnen auf das Vaterland ein, und wir Schweizer priesen unser Heimat als ein Land der Freiheit, der Schönheit, des Fortschritts, der Brüderlichkeit. Wir fanden andern Völkern nicht nach, wo es galt, des Vaterlandes Lob zu singen, unsere Eigenart hervorzuheben und unser Eigentum zu betonen, als seien wir das Volk der Erwählung. Was war es doch oft für ein ruhmrediges Geplapper! Das Wert Selbstpatriotismus genügt, um jene Art zu stempern.

Heute weht ein anderer Wind. Wir haben unsere Augen aufgetan, wir sind aus unseren Schranken herausgetreten. Das Nationale hat dem Internationalen Platz gemacht. Wir streben über die eigenen Grenzen hinaus, wir wissen uns als Glieder in dem Völkerganzen, auf die Brüder jenseits angewiesen und gleichertweise ihnen zum Dienste verpflichtet. Es ist gut, daß wir uns aus der Enge in die Weite haben führen lassen.

Nun sind wir aber bald soweit, daß das eigene Land überhaupt nicht mehr zählt. Man muß sich heute fast schämen, ein Wort der Liebe oder des Lobes über sein Vaterland zu sagen; jedenfalls wird man dann kurzerhand zu den Vertretern eines überlebten Zeitalters gerechnet. In blühenden Jugendorganisationen gilt heute ein anderes Bekenntnis: „Unser Vaterland ist die Erde, unser Volk ist die Menschheit. Und dieses unser Vaterland hat heute nur einen Feind: die bestehende Ordnung... Die nationalen Staaten sind erledigt, heute kann es nur noch ein einziges Banner geben, das Banner der sozialistischen Internationale, das frei hinwegweht über das bisherige mehr

oder weniger Demokratie in den einzelnen Klassenstaaten-Vaterländern.“

Es steht ein mächtiges Vorwärts, ein kühnes Abstreben in solchem Bekenntnis. Nur empfinde ich dabei etwas Mehnliches, wie wenn einer über seinen eigenen Schatten hinwegspringen wollte, oder wie wenn einer im Zeitalter der Aeronautik das Wandern auf Gottes Erde als altmodisch ansähe. Ist es nicht bei aller Ablehnung des engherzigen Nationalismus unsere heilige Pflicht, auf dem Boden zu stehen und zu leben, der uns nun einmal vom Schöpfer als Mutterboden angewiesen worden ist?

Wenn die Töne jenes Internationalismus an mein Ohr schlagen und sich auf die universelle Reichsgotteshoffnung im Evangelium beziehen, muß ich immer wieder an Jesu Stellung zu seiner Erdenheimat denken: davon, wie er trotz der Weite seines Blickes und der überragenden Größe seiner Aufgabe sein jüdisches Mutterland nicht vergessen, geschweige denn verachtet hat (Matth 10, 5 f.; 15, 24; 23, 37). Darin hat sich doch gerade seine Treue bewährt. Und der Apostel Paulus, der sich in stets wiederholten innern Kämpfen allmählich zum Heidenprediger durchschwingt, dessen Vater die ganze Welt ist, kommt von seinen jüdischen Stammesgenossen lebenslang nicht los. Ich habe dabei nicht das Gefühl, daß ihm bloß noch die Eierschalen von früher her anhängen.

Die Sturmzeit hat viele Menschen verleitet, über den größten Zielen das Nächstliegende aus den Augen zu verlieren. Solchen irregeleiteten Uebernationalen möchte ich den trefflichen Abschnitt aus der Neuen Schweiz von Ragaz zu lesen geben, betitelt: National und international. Dort wird auch auf ein gutes Wort Gottfried Kellers über „Patriotismus und Kosmopolitismus“ hingewiesen: „Erst durch die richtige Verbindung beider gewinnt jedes seine wahre Stellung. Die Rückschlüsse und Warnungen des beschränkten und einseitigen Patrioten werden jenem Vaterlande nie wahrhaft nützlich und ruhmbringend sein, in dessen der einseitige Kosmopolit, der in seinem bestimmten Vaterlande mit seinem Herzen wurzelt, dem fabelhaften Paradiesvogel gleicht, der keine Fische hat und sich daher aus seinen luftigen Regionen nirgends niederlassen kann... Ein Volk wird nur dann wahrhaft glücklich und frei sein, wenn es Sinn für das Wohl und die Freiheit und den Ruhm anderer Völker hat, und es wird hier wiederum diesen edlen Sinn nur dann erfolgreich betätigen können, wenn es erst seinen eigenen Haushalt gründlich geordnet hat. Immer den rechten Uebergang und die innige Verschmelzung dieser lebensvollen Gegensätze zu finden und zur geläufigen Übung zu machen, ist der wahre Patriotismus und der wahre Kosmopolitismus.“ P. B a l m e r.

## Overbeck und die Theologen.

Nachdem bereits Paul Walter in der acht- und neunzehnten Nummer dieses Blattes das neueste von E. M. Bernoulli aus den hinterlassenen Papieren Overbecks zusammengestellte Buch\*) besprochen hat, scheint es mir lehrreich, noch einmal darauf zurückzukommen, und zwar, wie ich sofort aussprechen will, weniger wegen der von Overbeck zur Theologie und den Theologen eingenommenen Stellung als um der Haltung der Theologen zu ihm und den in dem Buche vorgetragenen Gedanken willen.

Es sind mehr als 36 Jahre verflossen, seitdem ich selber als junger Student dem mir aus meinem Elternhause längst bekannten Gelehrten auch als Theologe näher trat. Es ist wohl auch nicht viel später gewesen, daß ich zum ersten Male seine Schrift über die Christlichkeit unserer Theologie in die Hände nahm, die ich als Geschenk des Verfassers in der Bibliothek meines Vaters fand. Ich habe mich von da an immer aufs Neue bemüht, den darin vertretenen Standpunkt zu verstehen, und als ich dann später selber Theologie zu lehren hatte, habe ich es nicht bloß für meine Pflicht gehalten, jeweilen in der Vorlesung, die ich über das Studium der Theologie zu halten pflege, meinen Zuhörern Overbecks Bedenken gegen die Theologie vorzutragen, sondern mich auch in einer ganzen Anzahl von Schriften (Ist die Wahrheit des Christentums zu beweisen?, 1902, Das Leben nach dem Evangelium, 1905, Die Zukunft der evangelisch-theologischen Fakultäten, 1913) mit ihm auseinandergesetzt und bei einem solchen Anlasse von ihm eine Gegenäußerung erhalten, die mir vor allem deshalb wertvoll war, weil sie jedenfalls das Eine bestätigte, daß ich ihn richtig verstanden hatte. Schon damals nämlich machte ich zu meiner Verwunderung die Erfahrung, wie schwer es der großen Mehrzahl der Leser fiel, zu erkennen, was Overbeck sagen wollte. Als Overbeck 1905 aus diesem Leben schied, habe ich u. a. auch für dieses Blatt einen Nachruf geschrieben, sodann haud darauf aufmerksam gemacht, daß ihm ein Platz in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche gebühre, und schließlich auf den Wunsch des Herausgebers den betreffenden Artikel verfaßt. Ich sage das natürlich nicht, um mir ein Verdienst daraus zu machen — wer sich mit einem Manne vom Schlage Overbecks auseinandersetzt, tut zu seinem eigenen Gewinne — ich sage es auch nicht, um denen, die ihn nun 15 Jahre nach seinem Tode entdecken haben, diese Freude irgendwie schmälern zu wollen. Ich erzähle es lediglich deshalb, um zu erklären, warum ich und vermutlich auch Andere nicht das Bedürfnis empfanden haben, sich sofort zu dem posthumen Kinde, dem Bernoulli zum Leben verfolgten hat, zu äußern.

Nicht daß das Buch nicht auch für den eine überaus fesselnde, ja pikante Lektüre wäre, der Overbeck kennt und sich schon längst eingehend mit ihm beschäftigt hat. Im Gegenteil. Gerade ihm gibt das Buch eine Reihe besonders wertvoller Aufschlüsse. Was ich aber auch gegen dieses wie gegen alle die von Bernoulli nach dem Tode Overbecks herausgegebenen, mit einer einzigen Ausnahme, einzuzuwenden habe, und was es mir peinlich macht, mich dazu zu äußern, das ist die Tatsache, daß es nicht hätte erscheinen dürfen. Und zwar aus dem triftigen Grunde, weil es, das unter Overbecks Namen erscheint, nicht von ihm geschrieben ist. Man verstehe mich nicht falsch. Ich will nicht bestreiten, daß jedes Wort, das darin steht, wirklich von Overbeck geschrieben worden ist, wie wir es nun lesen. Ich begreife allerdings nicht, wie man aus unzähligen, zu den verschiedensten Zeiten beschriebenen Zetteln eines Andern, nicht etwa eine Sammlung lose verbundener Aphorismen, sondern ein zusammenhängendes Buch herstellen kann, ohne bald hier etwas zu ändern, bald dort etwas beizufügen und eben auch dadurch Manches umzu-

gestalten, wo es auf das einzelne Wort sehr wesentlich ankommt. Aber nehmen wir an, das Buch enthalte wirklich nur ipsissima verba, so hat doch, — wie niemand bestreiten kann — Overbeck das Buch als Buch nicht geschrieben, ja gar nicht daran gedacht, es zu schreiben. Ausdrücklich erklärt er vielmehr, sich dazu nicht im Stande zu fühlen. „Bedenke ich, was ich jetzt weiß und zum Teil auch in meinen Papieren aufgespeichert weiß, so fühle ich mich bisweilen nicht viel anders als zur Befreiung der Kultur von der modernen Theologie, berufen. Und doch, trotz aller Vorbereitung, bin ich nicht im Besitz der Kräfte, über den Lärm, den ich herborufen würde, noch Herr zu werden. Denn um etwas anderes wäre es mir nicht zu tun, als um den Nachweis des finis Christianismi im modernen Christentum. Das ist für mich zu viel usw.“ 289. Wenn es deshalb auch Overbecks Worte sind, aus denen Bernoulli das Buch zusammengestellt hat, so ist es doch nicht Overbecks Buch, und indem ich es lese, habe ich ungefähr dasselbe Gefühl, als ob ich einem Zuhörer, der über seinen Schreibtisch gekommen wäre oder hinter der Lüre gelauscht hätte. Manche pflegen ja gerade solche Mitteilungen ganz besonders zu goutieren. Sie entbehren auch gerade dann, wenn sie aus dem Mund eines Mannes stammen, der bei allem, was er für den Druck schrieb, sich meist außerordentlich gebunden auszudrücken liebte, eines pikanten Reizes nicht. Nun hat ja freilich Overbeck auch schon zu Lebzeiten, besonders in seinem Alter, hie und da sehr scharfe Worte hören lassen. Man vergleiche aber das Schärfste, was er noch selber veröffentlicht hat, mit dem, was an Urteilen über Personen und Dinge in die fern neuesten Buche steht, und lese dazu, was er S. 289 sagt: „Eben als Enttäuschung schießt für mich auch intellektuelle Enttäuschung übers Ziel, und mein Urteil nimmt für mein Gefühl einen totschlägerischen Charakter an, der es mir unäglich widerlich macht“.

Das ist das Eine: Es sind wohl Overbecks Worte. Aber sie waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Das darf man ruhig sagen, selbst wenn der alte Overbeck Bernoulli eine Blankovollmacht gegeben haben sollte. Was ich schon vor Jahren angesichts der ersten posthumen Veröffentlichung gesagt habe, das wiederhole ich nun mit voller Bestimmtheit: Wer derartige Äußerungen veröffentlicht will, der muß es bei Lebzeiten tun, oder er darf es überhaupt nicht tun.

Aber etwas anderes scheint mir noch bedenklicher. In jedem Falle ist die Form des Buches und die Wahl des Stoffes Sache des Herausgebers. Kein Mensch aber, der nur ein bißchen nachdenkt, wird verkennen können, was das bedeutet. Am allerwenigsten ein Schriftsteller von Beruf wie Bernoulli. Je geschickter die Form ist, desto größer ist das Verdienst des Herausgebers, desto größer aber auch sein Anteil am Buche. Nur ein Beispiel zur Erläuterung: Stammt der Gedanke der Charakterisierung Adolf Hamnacks in Form eines Lexikons von Bernoulli oder von Overbeck? Anzeichen deuten darauf hin, daß das Erste der Fall ist. So ist man auch an manchen andern Stellen geneigt zu sagen: Die Stimme ist Jakob's Stimme, die Hände aber sind Claus' Hände. Ebenso haben natürlich dadurch, daß der Herausgeber aus einer Fülle von Zetteln nach eigenem Gutdünken Manches aufnahm und Manches wegließ, Overbecks Äußerungen einen ganz besonderen Klang erhalten. Die professorale Enge des Horizontes, mit der das Thema Christentum und Kultur in dem Buche behandelt ist, wird freilich nicht Schuld der Auswahl sein. Man kann den Herausgeber nur insofern dafür verantwortlich machen, als natürlich der Titel des Buches von ihm stammt. Ferner scheinen manche Unklarheiten und Widersprüche dadurch entstanden zu sein, daß Aussprüche aus weit auseinanderliegenden Zeiten untermittelt nebeneinander gerückt worden sind, und ohne daß

\*) Christentum und Kultur, Basel 1919.

der Verfasser die Möglichkeit gehabt hätte, sie noch einmal zu überdenken.

Immerhin, die Stimme ist Jakobs Stimme, mögen auch die Hände Gaus Hände sein, und diese Stimme sagt uns recht viel Interessantes und Pitantes. Da bin ich mit allen denen einverstanden, die sich bereits zu dem Buche geäußert haben. Es ist vor allem auch für den lehrreich, der sich schon früher mit Overbeck beschäftigt und vielleicht abgequält hat. Die Grundanschauung ist dieselbe, die sich aus den frühern Büchern ergibt, aber Manches wird nun deutlicher, und Manches, worüber man früher noch im Zweifel sein konnte, ist nun klar. Die Schrift über die Christlichkeit der Theologie war, besonders in der ersten Auflage, von den Allerwenigsten, die sie in die Hände nahmen, verstanden worden. Hatte doch selbst Bernoulli Overbeck, wie ihm dieser in der zweiten Auflage bezeugte, gründlich mißverstanden, indem er ihn zu den Theologen rechnen zu dürfen glaubte, „die als Vertreter einer rein wissenschaftlichen, gewiß nicht kirchenfeindlichen, aber ebenso gewiß außerkirchlichen Theologie, gelten könnten“. Jetzt ist ganz klar, was sich freilich schon aus frühern posthumen Veröffentlichungen mit voller Sicherheit ergab, daß Overbeck den Standpunkt des konsequenten Skeptikers einnahm, für den aber jedenfalls das Eine feststand: „Gottes Dasein, wie es mit ihm steht, geht uns nichts an“, oder wie er es jetzt einmal, 294, ausdrückt: „Daß wir Menschen darüber, wie es mit der Welt steht, wie sie entstanden ist, wie sie regiert wird und wohin sie geht, nichts wissen, ist eine Tatsache. Die Ueberzeugung einzelner Menschen, durch eine Welt hinter dieser Welt über dieses Nichtwissen erhoben zu sein, bestätigt diese Tatsache mehr, als dieselbe dadurch aufgehoben wird.“ Indem er sich einmal fragt, ob er jemals als Kind und Jüngling zur Religion unmittelbare Beziehungen gehabt habe, kommt er zum Schluß, es schon deshalb annehmen zu müssen, weil er sich sonst nicht zu erklären wüßte, wie er zur Theologie gekommen sei. „Über wie es auch mit meinem ursprünglichen Verhältnis zur Religion gestanden haben mag, gewiß ist, daß ich es schon lange und im Laufe der Zeit nur immer mehr durch Theologie, d. h. durch den Gebrauch, den ich von meinen theologischen Kenntnissen machte, verloren habe. Ich habe einmal eine Theologie gehabt, natürlich nur eine rationalistische“. 290. Dabei ist er so fern als nur möglich, diesen Verlust als etwas Schmerzliches zu empfinden. Ueberall spricht vielmehr der Gelehrte, für den nicht bloß nur das in Betracht kommt, was der Intellekt erfassen kann, sondern der auch damit vollständig zufrieden ist. „Ernste Lebenserfahrungen habe ich für mich in der Frage der Entbehrlichkeit der Religion nur im Gebiete der Wissenschaft gemacht. Halte ich mich aber strenge innerhalb der Grenzen dieser Erfahrung, so kann ich vollends über die Entbehrlichkeit der Religion nicht im Zweifel sein. Ich wüßte nicht, wo ich bei meiner wissenschaftlichen Arbeit im Genuß, den sie mir verschafft, und im Glauben an ihren Erfolg jemals durch die Religion mich gefördert gefühlt hätte und nicht vielmehr gehemmt und behindert.“ 292. Mit Entschiedenheit tritt er nicht nur für das Recht, sondern auch für den Wert, die Tauglichkeit einer irreligiösen, rein skeptischen Weltbetrachtung ein.

Auch insofern bringt das Buch für den, der sich schon früher mit Overbecks Stellung zur Theologie und zum Christentum auseinandersetzen versucht hat, neuen Aufschluß, als es noch deutlicher zeigt, wie die ihm als Aufgabe vorstehende profane d. h. vom Standpunkt des konsequenten Skeptikers und Agnostikers aus geschriebene Kirchengeschichte ausgefallen wäre, wenn Overbeck seinen Plan ausgeführt hätte. Bezeichnend für sie ist, daß Overbeck in den allermeisten Fällen da, wo Andere Religion zu finden meinen, nur vollständige Abwesenheit von Religion zu entdecken glaubt. Goethe z. B. war nicht bloß kein Christ, sondern aus seinen Unterredungen mit dem

Kanzler Müller sieht man, „daß er selbst im Grund Religion nicht brauchte“. „Sind Carlos Worte Goethes Worte, ist Goethe in Sachen der Religion selbst ein Skeptiker, d. h. ein unverbildeter Mensch und ganz gewiß kein Theologe. Auch seinen Mephisto hätte er nicht fertig gebracht, stünde es darin bei ihm anders. Seine sprechendsten Worte sind eben, weil er Dichter ist, Gestalten und nicht einzelne, für sich zitterbare und korrekt formulierte Aussprüche, wie sie sich wohl auch bei ihm finden mögen.“ 174. „Bismarck hatte Religion, aber wie hatte er sie? So, daß er ein großer Beweis ist, wie wenig es in der Welt darauf ankommt, sie zu haben“. „Bei so gründlichen Menschenverächtern wie Bismarck und Goethe kann die Religion auch zu einem bloßen Vorwand und Deckmantel dafür herabsinken, die Menschen, (und gelegentlich auch sich selbst) Hundsföttern gleich zu achten und darnach zu behandeln“.

Was Johann J. Jesus, den Ausgangs- und Mittelpunkt des Christentums betrifft, so erhebt sich für Overbeck schon die Frage, 39, ob überhaupt eine so passiv Gestalt als Stifter von irgend etwas in der Welt betrachtet werden kann. Ein Jesus, der ferner selber nichts geschrieben hat, somit „in seiner Gegenwart d. h. für uns in der Vergangenheit nicht selbst unauslöschlich vertreten und nur aus einem überzeitlichen Gesamteindruck wahrzunehmen ist, bleibt für den Historiker in der Tat ein nicht existierendes, völlig unfaßbares Wesen“. 41. Von den Versuchen, sein Wesen zu erfassen, ist der Nießches der gelungenste. 44. Overbeck findet Analogieen zu einem Schwärmer Beslay, der zur Zeit der französischen Commune lebte, dann auch zum heiligen Franz. Freilich bestehen auch Ungleichheiten, „die Franz keineswegs tiefer stellen“. „Das Höchste, was wir über die moralische Erhabenheit Jesu aussagen können, beruht darauf, daß er uns selbst einen so hohen moralischen Maßstab gab, um auch ihm die Vollkommenheit (Sündlosigkeit) abzusprechen“. 43. Im Uebrigen konnte das Christentum nur deshalb eine Geschichte haben, weil aus dem „prähistorischen Embryo“, dem Evangelium, das „allerdings nur sehr kurze Zeit, unter Negation aller Geschichte oder unter Voraussetzung einer hyperhistorischen Welt“ bestehen konnte, etwas ganz Anderes geworden ist.

Man mag von dieser untheologischen, rein profanen Betrachtung der Geschichte denken, wie man will. Eines ist klar: Sie ist nicht weniger besagen und subjektiv als irgend welche theologische d. h. solche, die zu dem behandelten Stoffe noch irgend ein freundliches Verhältnis hat, sich selber noch irgendwie in die Geschichte des Christentums mit eingeschlossen weiß. Es braucht jedoch nicht besonders gesagt zu werden, daß der Leser trotzdem, ja gerade deswegen eine Fülle nicht bloß pitanter, sondern auch wirklich fördernder Beobachtungen und Bemerkungen findet. Vor allem hat leider Overbeck nur allzu sehr recht, wenn er feststellt, wie wenig im Grunde die „Religion“ auch für Solche bedeutet, die sehr viel davon reden. Aber wenn der Haß zuweilen schärfer steht als die Liebe, so macht er doch ebenso oft blind. Das trifft auch auf Overbecks profane Kirchengeschichte zu, mag er auch einmal, 289, versichern, daß ihm für die Aufgabe, finis Christianismi am modernen Christentum nachzuweisen, „jeder Stachel eines ernstlichen Christen- oder Religionshasses“ fehle. Es ist deshalb sehr verständlich, wenn Troeltsch in der Historischen Zeitschrift, 3. Folge, 26. Band, 279 ff., jagt, durch diese Veröffentlichung habe nicht nur das menschliche und wissenschaftliche Charakterbild Overbecks für ihn sehr vertiefte Schatten erhalten, sondern es seien ihm dadurch auch seine bei Lebzeiten publizierten Sachen noch erheblich verdächtiger geworden. Ein merkwürdiger Mangel an Liebe und Wohlwollen fällt übrigens auch bei der Beurteilung solcher zeitgenössischer Größen auf, mit denen Overbeck befreundet war.

Doch nicht, um noch einmal über Overbecks besondere Ansichten eingehender zu berichten, oder mich gar mit ihm auseinanderzusetzen, habe ich das Wort ergriffen.

(Schluß folgt). Eberhard Bischof.

### Religionsphilosophie.

Mancher hat ein Grauen davor; oder, mindestens, er denkt, sie sei wertlos und überflüssig; man könne damit keine Predigt machen. Das ist aber die Frage; und zudem: kommt man nicht auch außerhalb der Kirche etwa auf die Grundfragen alles Denkens zu reden? und sollte dies nicht noch viel mehr der Fall sein? Wenn die Leute nicht in kirchlicher Ehrfurcht ersticken, sondern mit dem Pfarrer so reden, wie sie es etwa tun, wenn kein Pfarrer zugegen ist. Wenn wir Red' und Antwort stehen sollen auf den leeren Anwurf: ich glaube eben nur, was ich sehe. — Da stehen wir plötzlich mitten in der Religionsphilosophie, und müssen auf das Vorgebrachte eingehen.

Du glaubst nur, was du siehst — gut. Was siehst du denn? Wie weit reicht dein Gesichtsfeld? Gehört dazu auch, was man „mit der Lupe“ sieht, oder nur, was das bloße Auge schauen läßt? Ferner: gibt es nicht verschiedene Ansichten von ein und demselben Gegenstande? Welches ist die richtige? kommt es vielleicht auch auf den Standpunkt an? Kannst du den deinigen verteidigen, als den richtigen erweisen? Ueberhaupt: weißt du, was du siehst? und woher weißt du es? — Meinethalb also: du glaubst, was du siehst; auch ich danke Gott, daß ich so vieles zu sehen bekomme. Aber du scheinst diesem Glauben oft nicht sehr viel Gewicht beizulegen; denn du siehst etwas, weißt, daß du es siehst, siehst es sehr deutlich ein — und handelst und tust daneben, als ob du gar nichts gesehen hättest! ja, man könnte oft auf den Verdacht geraten, daß wir — du und ich ebenso — daß wir gar nicht sehen wollen; daß wir hinwegsehen über das, was wir nicht sehen mögen — z. B. wie die Leute neben uns leiden — und doch können wir nicht bestreiten, daß wir es zu sehen bekamen. Was muß geschehen, daß wir auch in solchem Falle „gläubig werden“; steckt da noch etwas anderes dahinter, was wir nur zu unserem Schaden vernachlässigen? und sehen wir vielleicht erst jetzt die Dinge im rechten Lichte? Aber wenn wir nun soviel sehen, macht uns dann nicht das Sehen angst und bange? Manche alte Frau sagt sich ja zum Trost: man ist bas, wenn man nicht mehr alles hört, man hört viel Wüstes nicht; ist es mit dem Leben nicht ebenso? du siehst, ja; aber du glaubst nichts mehr; kannst nichts mehr glauben; d. h. es scheint dir, was du mit Augen siehst, etwas höchst Rätselfhaftes, Widerspruchsvolles. Was nützt es, zu sehen, wenn man doch so blind ist; und im Dunkeln tappst? Oder ist es nur darum dunkel, weil eine Wolke davor ist; und scheint am Ende dahinter doch die Sonne? und müssen wir, wenn wir es recht überlegen, das anerkennen, weil ja sonst gar nichts zu erkennen wäre? Haben wir am Ende nur das Halbe gesehen — und die geringere Hälfte? Wir glauben, was wir sehen, ganz richtig; aber sind wir nicht erst dann am Ziel, wenn wir auch sehen, was wir glauben?

Mit diesen paar ganz trivialen Sätzen möchte ich darauf hinweisen, daß man um die Religionsphilosophie doch wohl nicht herum kann. Eine klare und mir persönlich in ihrem gesunden Realismus zusagend Skizze davon liefert Prof. D. Joh. W e n d l a n d, Basel, mit dem Heft XXV, 2 der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie — unter dem Titel: **Die Stellung der Religion im Geistesleben.** (Vertelsmann, Gütersloh 1920, Mf. 3.60 und Zuschlag.) Einer der tüchtigsten Religionsphilosophen der Gegenwart ist **Carl Stange**, Göttingen; „seine Religionsphilosophie und Dogmatik“ bietet Dr. K u f t,

ebenfalls Gütersloh bei Vertelsmann, 1920, 5 Mf. — Dr. K u f t gibt aber nicht nur Stanges System wieder, sondern sucht in — wie mir scheint — zutreffender Weise die Linien der Religionsphilosophie Stanges bestimmter auch in dessen Dogmatik hineinzuzeichnen. M. K.

### Nachrichten.

Die Sammlung des **Interchurch World Movement** in Amerika hat bisher 176 Millionen Dollars ergeben. Damit blieb sie aber stark hinter den Erwartungen und dem aufgestellten Budget zurück. Der Grund dieses halben Erfolges scheint darin zu liegen, daß namentlich die Beteiligung von reichen Privatleuten, die keiner Denomination angehören, viel schwächer war als vorauszusehen war. Die ganze mit einer riesenhaften Kessame ins Wert gesetzte Organisation unterliegt gegenwärtig einer ausgiebigen und freimütigen Kritik; namentlich wegen der ungeheuren Betriebsausgaben, die sich auf über 7 Millionen Dollars belaufen; eine Anzahl von Kirchen haben deshalb ihre weitere Beteiligung von einer Reorganisation der Bewegung abhängig gemacht. So namentlich die Presbyterianer. Von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, mag die gewonnene teilweise Enttäuschung an diesem Riesenunternehmen höchst heilsam sein und die gigantischen Hoffnungen auf menschliche Leistungsfähigkeit wohlthätig dämpfen. Dabei bleibt aber erfreulich, daß bei aller Kritik an der äußeren Organisation das geistige Ziel der Bewegung bestehen bleibt. Die Grundsätze dieser erstmaligen Zusammenfassung der praktischen Bedürfnisse im Protestantismus eines ganzen Landes bleiben auch weiterhin anerkannt und treiben zu einer Fortsetzung der begonnenen Arbeit an. Die Sammlung geht daher weiter. M. K.

### Vom Bücherrisch.

**Ordnung und Gesundheit des Schweizer Geldwesens.** Verlag des Pestalozzi-Fellenberghauses, Bern, Erlachstraße 5, broschiert, 89 Seiten.

**Internationale Valutakonferenz.** Im selben Verlag, broschiert, 8 Seiten.

Diese beiden Schriften vom jüngst verstorbenen Geldtheoretiker Dr. Christen sind dazu angetan, den Leser in die geheimen Gesehe des Bank- und Börsenwesens, ja des Geldverkehrs überhaupt einzuführen und Wege zu weisen, wie diese unheiligen Konjunkturschwankungen könnten gemildert oder unterbunden werden. Dem Neuling erscheint es, diese Entdeckungen des Herrn Dr. Christen seien von nicht geringerer Tragweite als die Aufstellung des kopernikanischen Weltsystems oder die Erfindung der antiseptischen Methode. Jedenfalls zeigt uns die Gedankenwelt dieses Mannes ein neues, den meisten Intellektuellen bisher unbekanntes Gebiet der sozialen Frage und die Möglichkeit, auf internationalem demokratischem Wege ungeheures Elend zu mildern. Fraglich ist nur, ob allerorts die führenden Gesellschaftsklassen diese Ideen hören, begreifen und ausführen wollen. Da ist man aufs gläubige Hoffen angewiesen wie weiland jene Idealisten, die eine Aera der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erwarten wagten. Beizufügen ist noch, daß die entscheidenden Konsequenzen oft vom Leser selbst gezogen werden müssen, da sich Dr. Christen etwas zurückhaltend äußert. S. Steuri.

**Anzeigengebühr** für die zweigespaltene Petitzeile: 30 Rappen bei Wiederholung Nachlaß.

**Verantwortlicher Schriftleiter:** D. Jakob Witz, Str. Helfstraße 17, Basel. **Mitherausgeber:** Max Rüetschi, Str. in Stettlen bei Bern und Walther Staub, Str. in Wetzikon. **Geschäftsstelle:** Buchdruckerei N. Dürrenmatt-Egger in Bern.

LII. Jahrgang

bzw.

„Volksblattes“

für die reformierte  
Kirche der Schweiz

# Kirchenblatt

35. Jahrgang

Nr. 32

5. August 1920

## für die reformierte Schweiz

2. Kor. 1, 24: Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude

Erscheint jeden Donnerstag einen halben Bogen stark und kostet jährl. Fr. 8.—, halbjährl. Fr. 4.—, bei der Post bestellt 20 Rp. Zuschlag  
Bestellungen werden von allen Postbüros, sowie von der **Geschäftsstelle, Buchdruckerei A. Dürrenmatt-Egger, Bern**, angenommen

### Overbeck und die Theologen.

Ungeachtet der Ratlosigkeit, mit der die allermeisten Theologen der frühern Schrift über die Christlichkeit der Theologie gegenüberstanden waren, mußte man nach Erscheinen dieses posthumen Werkes auf allerhand Ueberraschungen gefaßt sein und zwar umso mehr, als es Overbeck auch in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen dem Leser nicht immer leicht macht, in seine Gedankenwelt einzudringen, und der Herausgeber, der auch diesem Buche eine längere Einleitung voranschickt, ein Interpret ist, vor dem auf der Hut zu sein man alle Ursache hat. Was mir bisher von theologischen Aeußerungen über das Buch zu Gesicht gekommen ist, übertrifft freilich alle Erwartungen und rechtfertigt in seltsamer Weise Overbecks Urteil über die von ihm als Dummlinge der menschlichen Gesellschaft, Parasiten, Feiglinge usw. bezeichneten Theologen.

Mein lieber und verehrter Freund W. A., der in den Basler Nachrichten vom 25. Juni und 6. Juli dem Buche eine lange Besprechung gewidmet hat, entschuldige, daß ich auch sie in diesem Zusammenhange erwähne, so sehr ich sie im Uebrigen von den sofort nachher zu nennenden unterschieden wissen möchte. Mit vieler Liebe hat er sich bemüht, ebenso sehr Overbeck selber gerecht zu werden und auch seine bittersten Urteile zu erklären und zu verstehen, als seine Schranken zu bezeichnen und den von ihm oft überaus hart Angegriffenen, wo ihnen Unrecht getan wird, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Ruhe und Objektivität, mit der er diese Aufgabe zu lösen versucht, wird auch der nicht seine Anerkennung versagen, der vielleicht häufig Licht und Schatten etwas anders liegen sieht als er. Die Hauptsache jedoch, die eigentliche Ursache, warum Overbeck mit solcher Erbitterung jede Theologie bekämpft d. h. jede Betrachtung der Religion und des Christentums, die ihnen nicht mit absolutem Skeptizismus gegenübersteht, die allen seinen Urteilen und Schlüssen zu Grunde liegende Ueberzeugung, ohne die sie nicht verstanden werden können, kommt auch in seiner Betrachtung nicht so zum Ausdruck, daß ein Leser, der nicht von vornherein weiß, wie es mit Overbeck steht, aus seiner Anzeige wirklich klug werden könnte. Wohl stellt W. A. nicht nur fest, daß Overbeck die Frage „sind wir noch Christen?“ für jedermann und vor allem für sich selber entschieden verneint habe. Er deutet zum Schluß auch an, daß Overbeck kein religiöser Mensch gewesen sei. Wenn er dann aber beifügt: „Das ist aber in diesem Falle gar nicht nötig. Overbeck konnte es nicht sein, ja, um das zu sein, was er war, durfte er es auch gar nicht“, so weist zwar der zweite Satz auf den richtigen Sachverhalt hin. Umso mehr ist aber zum ersten ein Fragezeichen zu setzen. Jedenfalls steht und fällt Overbecks ganze Kritik mit seinem Agnostizismus, und indem W. A. an diesem entscheidenden Punkte trotz seiner

Schlußbemerkung vorübergeht, erweckt seine Besprechung den Eindruck, als hätte Overbeck nur etwa vierzehn Jahre älter werden müssen, um zu erleben, wie er und die Theologie immer weiter zusammen gekommen seien, während in Wirklichkeit um Overbecks Grundanschauung willen zwischen ihm und jeder Theologie d. h., im Sinne Overbecks, jeder Betrachtung der Religion und ihrer Geschichte, die hinter ihr etwas Reales, Erlebbares anerkennt, ein unüberbrückbarer Graben liegt, welcher Art im Uebrigen die Ergebnisse sein mögen, zu denen die Theologie gelangt. Im Gegenteil, was Overbeck an der modernen Theologie ganz besonders irritiert, ist gerade das, daß sie häufig das, was er für richtig hält, auch erkennt, aber eben deshalb, wie er meint, umso weniger berechtigt ist, weiter „Theologie“ zu bleiben, d. h. irgend ein Verhältnis zu Christentum und Religion aufrecht zu halten.

Sieht W. A. trotz aller Anerkennung, die er für Overbeck hat, doch zuweilen ihn irren, so findet Paul Walser in der acht- und neunzehnten Nummer dieses Blattes nur Worte der Zustimmung. Nur unwesentliche Halb Wahrheiten haben die vorwärtsseilende Zeit zu fürchten. Deshalb kommen die Aufsätze, die Bernoulli in dem Bande vereinigt hat, immer noch früh genug. Von den in der „Christlichkeit der Theologie“ aufgestellten Behauptungen brauchte Overbeck bis zu seinem Tode keine einzige zu mildern oder gar zurückzunehmen. Overbeck ist ein viel zu nüchtern, gewissenhafter Historiker, als daß er mit Behauptungen käme, die er nicht zu belegen im Stande wäre. Zwischen Frömmigkeit und Historie gibt es nur ein Entweder-Oder.

Dennoch bleibt Walser Pfarrer an einer evangelisch-reformierten Gemeinde wie Overbeck Professor der Theologie geblieben ist. Er kann es, weil er die Entdeckung gemacht hat, daß die beiden Größen, „denen Overbeck mit überlegener Kritik auf den Leib gerückt ist und recht eigentlich den Prozeß gemacht hat“, „offizielles Christentum und moderne Theologie“ sind. „Er konnte es einfach nicht ruhig mit ansehen, wie obskurantisches, frömmelndes Wesen immer mehr in seine kirchenhistorische Disziplin einschlich und sich darin breit zu machen begann. Und das vor allem durch jene Theologenkreise, die sich gerne ihrer Wissenschaftlichkeit und Modernität rühmten und nur ein Lächeln für die alte rückständige Theologie hatten, die sich auf biblizistisch-dogmatischer Grundlage aufbaute.“ „Sollte er nicht Gefahr laufen, mit ihresgleichen verwechselt zu werden, so mußte er aus seiner Reserve heraustreten, mußte offen Bekenntnis gegen seine Zukunft ablegen.“ „Mit kühler Schärfe sehen wir Overbeck die unhaltbare Lage des modernen Christentums aufdecken.“ „Das ist das Urteil Overbecks über die moderne Theologie. Man mag es wieder übertrieben und fälschlich verallgemeinern nennen. Wer sich aber nicht gerade betroffen fühlt, wird dennoch zu vielem seine Zustimmung geben können.“ Paul Walser aber

fühlt sich nicht betroffen. Sein Name kommt ja auch im Buche nicht vor! Und so sehr er Oberbeck zustimmt, daß es nur ein Entweder-Oder zwischen Frömmigkeit und Historie und Frömmigkeit und Wissenschaft gibt, so meint er schließlich doch an der Religion festhalten zu können. „Denn das wissen wir, daß der Intellekt uns doch jene letzte Seligkeit, jenes unerschütterliche Vertrauen, jene innige Verbundenheit mit der Schöpfung, aber auch jene gewaltigen Leidenschaften nicht schenken kann, die dem Menschen bis anhin aus dem Bereich der Religion zugeflossen sind“.

Auf welchem Wege er trotz dem Oberbeck zugestandenen unüberbrückbaren Gegensatz und obschon er, wenn auch mit einem Seufzer, einsehen muß, daß wir unseren Intellekt nicht hingeben können, für sich Religion festhalten und somit auch irgend eine Theologie, wenn auch beileibe keine moderne, an die Stelle der mit Oberbeck abgelehnten setzen will, deutet er freilich auch nicht mit einem Worte an. Der Leser muß deshalb selber sehen, wie er sich aus dem Sumpf, in dem ihn Walser sitzen läßt, heraushilft. Ist ein solches Verfahren zwar nicht gerade sehr menschenfreundlich und besonders an einem Pfarrer etwas auffallend, so ist doch schließlich niemand gehalten, mehr zu geben, als er hat. Wogegen aber nicht nachdrücklich genug protestiert werden kann, das ist, daß Walser auch dann noch mit Oberbeck gehen und sich auf ihn berufen zu können glaubt. Wohl kämpft er zuerst gegen die Versuchung, aus Oberbeck hindendrein „einen verschämten Christen oder einen Gläubigen“ zu machen, und meint: „Grad so wie er sich zettelbens gegeben hat, als nüchternen Skeptiker und unerbittlicher Kritiker des modernen Christentums in seiner Theologie“ sei er uns lieb und tue er uns not. „Als solcher hat er in mancher Beziehung das befreiende Wort gesprochen, auf das wir sehnsüchtig warteten“. Aber dann wird er schwach und berichtet aller Wahrheit zuwider, Oberbeck sei der Letzte gewesen, der nicht habe mitempfunden können, daß der Intellekt uns niemals geben könne, was dem Menschen bis anhin aus der Religion zugeflossen sei. Und es gehe eine geheime Sympathie mit dem religiösen Element durch seine Arbeit hindurch, und vielleicht habe ihn diese Sympathie zurückgehalten, der Theologie, die ihm doch sonst zuwider war, den Rücken zu kehren. Hier kommt der typische Theologe in Oberbeds Sinne mit allem, was ihn Oberbeck so entsetzlich unsympathisch macht, zum Vorschein, der Theologe, der einfach nicht einsehen kann, daß Andere das, was ihm das Höchste ist, nicht auch schätzen und anerkennen, mögen sie noch so sehr das Gegenteil sagen. Läßt doch Oberbeck in diesem Buche gerade auch für den, der es nicht schon längst mußte, keinen Zweifel nicht bloß darüber bestehen, daß es ihm unmöglich erscheint, als ehrlicher Mensch mit wissenschaftlicher Bildung auch in der Gegenwart noch Religion zu haben, sondern ebenso darüber, daß er sie selber nicht vermißt hat, vielmehr davon überzeugt war, in seinem Intellekt alles zu besitzen, um ohne Religion glücklich durch die Welt zu kommen und mindestens ebensoviel zu leisten, als ein Anderer mit sog. Religion.

Auch über den Kampf Oberbeds gegen das Christentum und die Theologie kommt Walser viel zu leicht hinweg, wenn er sich damit tröstet, daß Oberbeck gegen die frömmelnde Theologie und das moderne Christentum zu Felde ziehe. Ist es doch schon der Grundgeanke der ersten Schrift, daß jede Theologie in der gleichen Verdammnis sei, weil naturgemäß die Wissenschaft, und das wolte und müsse Theologie sein, die Religion, die es mit nicht nachweisbaren Größen zu tun haben will, zerstören müsse. Wenn Oberbeck das vor allem an der modernen Theologie illustriert und sie immer aufs neue bekämpft, so tut er es natürlich deshalb, weil das die Theologie ist, mit der er als moderner Mensch zu tun hat. Wollte sich

übrigens Walser die Mühe nehmen und in Oberbeds übrige Schriften einen Blick tun, so würde er sehen, daß für Oberbeck das von der modernen Theologie Behauptete natürlich genau so von der des Klemens oder Tertullians, kurz von jeder Theologie, also auch von der Walzers gilt. Ja läßt sich, um mit Oberbeck zu reden, etwas Dummling- und Parasitenhafteres denken, als nun nach alter Theologenweise schließlich auch den Mann, der aller Theologie den Krieg aufs Messer angesagt hat, für die eigene Theologie in Anspruch zu nehmen und gegen die Theologie der Andern auszuspielen? Ach ja, möchte man mit Oberbeck rufen, modern seid ihr allzeit gewesen, ihr Theologen, so müßt ihr nun auch sofort zeigen, wie ihr euch auch mit mir trefflich zu verstehen wißt, trotzdem ich euch noch so deutlich sage, was ich von euch halte.

Noch viel besser als Walser, ja geradezu meisterhaft versteht jedoch Karl Barth\*) diese wundervolle Theologenkunst und ist deshalb mit Recht der Mann des Tages. Mit demselben Besatze wie Walser begrüßt er Oberbeds Urteile über „die heute noch in Deutschland und in der Schweiz (und wo nicht?) Kanzel und Katheder beherrschende Theologie positiver oder liberaler Färbung,“ obwohl er „ein taktisches Bedenken“ nicht ganz unterdrücken kann, ob es nicht vielleicht „um der Sache willen nützlicher gewesen wäre, eine Anzahl von diesen köstlichen Sprüchen über Menschen und Zustände nicht zu veröffentlichen“. Vor allem aber freut er sich, daß Oberbeck die Bedeutungslosigkeit dessen, was man Religion zu nennen pflegt, die Dürftigkeit und Kraftlosigkeit des Allermeisten, was als Christentum auftritt, feststellt und als Christentum eigentlich nur die Parusieerwartung einer kleinen Gruppe für die Geschichte nicht in Betracht kommender Menschen anerkennt. Er nennt ihn deswegen nicht nur „einen kritischen Enthufiasten“, sondern den „rückwärts schauenden kritischen Blumhardt“. Er urteilt: „Es ist über diesem durch und durch kritischen Buch etwas vom Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, gerade darum wohl, weil sein Verfasser es so gar nicht beabsichtigte.“

Ja er möchte Oberbeck „neben dem Sokrates des Phädon zu denjenigen heidnischen Verkündigern der Auferstehung rechnen, von denen es heißt: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden“. Im Blick auf die „historisch-psychologischen Wirklichkeitsfreunde und vermeintlichen Oberbedkenner in Basel“ fühlt er sich freilich gedrungen, zu erklären, daß er die Differenzen zwischen Oberbeck und den Männern von Möttlingen und Bad Boll nicht übersehe. Aber nach dieser Verwahrung geht auch mit ihm die Theologie im Sinne Oberbeds umso wilder durch. Weil Oberbeck von keiner legitimen Geschichte eines Christentums etwas wissen will, das er nur als Weltendserwartung geschichtlich völlig bedeutungsloser Menschen anerkennt, so glaubt Barth versichern zu dürfen: „Es ist — nicht das Christentum, aber das Elementare, Primäre, Transzendente, Unmittelbar-Weltliche, die Parusieerwartung, die hinter dem Christentum steht, und nicht die humanitäre Kultur, von der dieser Theologe, der keiner sein wollte, herkommt“. Als ob Oberbeck nicht so wenig als möglich ein Gehl daraus machte, was er von diesem apokalyptischen Urchristentum hält, und ausdrücklich versicherte, daß man zweitausend Jahre nicht aus der Welt streichen könne, und das Christentum, das so lange gelebt habe, nach allen Erfahrungen, die es damals noch vor sich und jetzt hinter sich habe, gar nicht mehr so in der Welt stehen könne, wie es am Anfang darin gestanden habe. Und als ob irgend jemand weniger als er gewillt gewesen wäre, Barth das Recht zu geben, eine bestimmte Periode oder gar ein Buch wie die Bibel aus dem sonstigen Geschehen herauszugreifen und der wissenschaftlichen Betrachtung zu entziehen.

\*) Barth, Karl und Thurneysen, Eduard, Zur innern Lage des Christentums. Eine Buchanzeige und eine Predigt. 36 S. München, Chr. Kaiser 1920.

Es handelt sich jetzt nicht um den Wert oder Unwert dessen, was Wasser oder Barik an die Stelle der von ihnen Oberbeck preisgegebenen Größen setzen wollen. Ich fühle auch nicht den geringsten Beruf, Christentum oder Theologie gegen Oberbecks Angriffe zu verteidigen. Sollte jemand geneigt sein, zu übersehen, wie sehr manche von den Pfeilen, die Oberbeck gegen das Christentum und seine Theologen sendet, ins Schwarze treffen, so müßten ihm angesichts der Bewunderer Oberbecks unter den Theologen die Augen aufgehen; denn eine glänzendere Rechtfertigung auch des Gistigsten, was er über die Theologen gesagt hat, konnte er sich nicht wünschen. Für den, der trotz seiner Theologie, die Kunst, zu lesen, nicht verlernt hat, gibt es deshalb zunächst nur eine Pflicht, auch Oberbeck das zu sichern, was er für die Bibel in Anspruch nimmt, nämlich Schutz „gegen die Attentate ungewaschener Subjektivität ihrer Ausleger“, das Recht, als das genommen zu werden, was er sein will.

Es ist für jemand, der selber zur „Zunft“ gehört, nicht erhebend, feststellen zu müssen, wie notwendig dieser Dienst ist. Der Trost, daß wenigstens ein Theologe, Ernst Tröltzsch, das Bild Oberbecks scharf und unretouchiert stehen läßt, wie es sich auf Grund seines Lebenswerkes ergibt, verliert dadurch sehr an Kraft, daß dieser eine Theologe, was leider wohl kein Zufall ist, nicht mehr der theologischen Fakultät angehört. Eine Erklärung und zugleich eine Entschuldigung der, ihm zuteil gewordenen Behandlung gibt Oberbeck selbst mit dem, was er über den Vorwurf der Heuchelei sagt: „Mein System ist für mich nicht ohne Frucht geblieben, es hat mir Gewinn und Einsicht gebracht, z. B. die gewonnene Mäßigung in meiner Beurteilung der Menschen, namentlich der mit am meisten antipathischen, als welche ich wohl die Theologen bezeichnen darf. Deren Gegner pflegen gemeinhin sehr rasch mit ihrer Bezeichnung als Heuchler bei der Hand zu sein. Keine liegt mir fern, und das meine ich meiner theologischen Bildung zu danken. Denn allerdings nur Unbildung verraten jene schnellfertigen Entdecker. Wären sie theologisch gebildeter, so besäßen sie Kenntnis von der unabsehbaren Reihe der Mittel, welche religiös interessierte Menschen besitzen, um sich in ihren Illusionen zu erhalten“.

Von dieser unabsehbaren Reihe der Mittel legt die von mir versuchte Uebersicht ein herabdes Zeugnis ab.

Erhard Biicher.

### Gotthelf.

(Merkelei zu seiner Würdigung.)

Die große, neue und kritische Gotthelf-Ausgabe soll nun doch und trotz allem fertig gestellt werden. Freilich mußten die Preise für die noch ausstehenden Bände bedeutend erhöht werden (Fr. 11 geb.); aber der Staat Bern, der schon zu Anfang die Sache unterstützte, will durch Subskribierung einer vermehrten Ausgabe von Exemplaren und durch Zuzwendung des Wertes an Volksbibliotheken zu herabgesetztem Preise (Fr. 5 für den gehesetzten Band) die Vollendung ermöglichen. Die Herren Herausgeber, Prof. R. Hunziker, Dr. S. Blösch und ihre Mitarbeiter dürfen also hoffen, ihr Werk zum Ziele zu führen; sie haben ja, wie ich höre, teilweise ihre Manuskripte jahrelang druckfertig im Pulke behalten müssen.

Die Hauptsache ist und bleibt freilich, daß Gotthelf gelesen wird, und wäre es auch in der alten Berliner Ausgabe oder in irgend einem billigen, darnach hergestellten Neudruck; bei Hesse (Leipzig) ist z. B. „Geld und Geist“ erschienen, welches in der Wetterschen Volksausgabe (Frankfurt, Bern) leider fehlt. Dagegen bemuße man, bitte, nicht die Prachtausgaben des Zährischen Verlags; wenn der ungeduldige Leser an Gotthelfs Originaltext etwa eine

Seite oder zwei überschlägt, so tut er das auf seine Rechnung und Gefahr; der verantwortliche Herausgeber aber soll ihm dazu nicht Hand bieten. Welches Unrecht man damit an Gotthelf begeht, daß man seine sogenannten Weit-schweifigkeiten unterschlägt, wird einem klar bei der Schrift von Alfred Jneichen über „Die Weltanschauung Jeremias Gotthelfs“, 1920; sie ist erschienen bei Eugen Rentsch, in Erlenbach-Zürich, welcher Verlag auch die genannte große Gotthelf-Ausgabe übernommen hat. Es ergibt sich nämlich aus diesem Buche, wie Gotthelf in seinen Werken tiefe, wahrhaft philosophische Gedanken niedergelegt hat, und wie viel Weltanschauungsfragen darin verarbeit sind; und das macht doch schließlich ihren Gehalt aus.

Es soll nicht gesagt sein, daß Gotthelf unter die Philosophen zu rechnen ist; das hat auch der Verfasser unserer Schrift durchaus nicht getan; aber das zeigt Jneichen, wie Bizius sich auf Schritt und Tritt mit den Philosophen seiner Zeit berührt, und zwar durchaus nicht nur in feindlichem Sinne — ausgenommen Hegel gegenüber und seinem Anhang; aber Herder, Schleiermacher, Fries insbesondere gehören zu den Bildungselementen Gotthelfs; man vergesse nicht, daß ein „Roman“ (wie der von Fries) aus jener Zeit des philosophischen Idealismus immer noch ein gehöriges Stück Gedankenarbeit voraussetzt, auch wenn Gotthelf sich an die eigentlichen philosophischen Hauptwerke nicht herangewagt hat. Jedenfalls zeigen Jneichens Belege, daß Gotthelf auch darin ein bedeutender Mensch gewesen ist und daß er sich einen weiten geistigen Horizont zu verschaffen und zu erhalten mußte. Diese Neigung Gotthelfs war wohl auch der Grund, warum Bizius nicht zu dem Kreise gerechnet wurde, welchen einige seiner Altersgenossen an der Akademie bildeten, die von der Erweckungsbewegung näher berührt waren. — Diese Tatsache, nebenbei bemerkt, ergibt sich aus handschriftlichen Aufzeichnungen des spätern Vorpater Professors Rud. Henzi aus Bern 1794—1829; und eines spätern „Bruderbundes“ unter Leitung von Pfarrer Rud. Gerber, geb. 1795, der sonst gerade Studien-genossen Gotthelfs umfaßte. — Man weiß aus dem Briefwechsel mit Hagenbach (J. Kirchenblatt 1911, Nr. 1) daß Gotthelf in politischer Hinsicht sich zum ursprünglichen Liberalismus zählte, wie er im damaligen Zofingerverein eine Stätte fand; Gotthelf war ja auch dessen Mitglied. Bizius stand aber auch in religiöser und philosophischer Denkweise durchaus dem Idealismus jener Tage nahe. Jneichen hat das Verdienst, hierfür vielerlei Belege beigebracht zu haben, indem er nicht nur die poetischen Werke, sondern den ganzen Nachlaß Gotthelfs zu Rate zieht. Wir wollen dabei auch den Beitrag des verstorbenen Pfarrers von Herzogenbuchsee und Professors der praktischen Theologie G. J. J. anerkennen, der über die Freundschaft zwischen Gotthelf und Amtsrichter Burkhalter die Quellen erschlossen hat. Dies ist ein wichtiger Punkt; Jneichen zieht alle erreichbaren zu Rate; (warum nur fehlt G. Toblers Abhandlung: „Jeremias Gotthelf in der Schule“, mit ihren wichtigen Aufschlüssen?) so ist sein Buch eine dankenswerte Vorarbeit zu einer umfassenden und vertieften Gotthelf-Biographie, die — nach Ad. Bartels — erst noch geschrieben werden muß. Jneichens Buch selber ist das nicht, will es nicht sein; auch bleibt der Verfasser noch zu sehr im gelehrten Stoffe stecken; er bringt etwa eine fast verwirrende Fülle von Parallestellen aus zeitgenössischen philosophischen Schriftstellern und verkennt, daß Gotthelf zwar sich mit ihnen berührt, dieser Berührung sich zum Teil wohl auch bewußt ist, daß aber das für Gotthelf Entscheidende und Bestimmende eigentlich anderswo liegt. S. 148 ist z. B. die Rede von der Macht des Bösen; es muß trotz allem nach Gottes Willen zum Guten dienen. Jneichen gibt zu einer hiebon handelnden Stelle Gotthelfs Verwandtes aus Herder, Böhme, Burkhalter; Gotthelf selber aber deu-